

den zum Tanz: „Komm her, Dorchen.“ Dann aber klirrten die ersten Bierseidel, die Musik spielte floter, und Leben kam in Mund und Beine.

Mieke Westermann hatte zu tun. Schweigend räumten ihr alle jetzt schon den Ehrenplatz der Bäuerin ein, und jeder wollte mit ihr tanzen. Dann schwenkte sie August Cordes kräftiger Arm über die Diele, daß Lichter und Kränze, Gesichter und Pfosten in schwindelndem Kreise um sie tanzten. Da hat sie ihn leise: „August, geh mit ins Freie, mir ist so heiß und übel.“

Sie traten vor das Haus, und Mieke erschauerte vor dem Nebel, der weiß und schwer über der Erde lag. Sie schmeigte sich fröstelnd an den großen Mann: „Wie unheimlich steht dies alles an! So tot und stumm. Wie Gespenster sind die Bäume. So recht eine Nacht für Einbrecher, die sich in den Nebel dücken und ungelesen bleiben.“ Sie schauerte leise. Doch August Cordes lachte ein wenig spöttisch: „Sagst Du Angst, Mieke? Wie kann eine Bäuerin sich fürchten auf ihrem eigenen Hof?“

Mieke Westermann war ein wenig blaß, als sie auf die Diele zurückkam. Den anderen stand die frohe Erregung des Tanzes rot auf den Backen. Der alte Großhändler trat auf die zukünftige Bäuerin zu und wunderte sich: „Was hast Du? Siehst aus wie der Flott auf der Milch!“ August Cordes antwortete für Mieke: „Ein wenig bange ist er geworden, weil der Nebel so braut und weil sie ein Einbrecher dachte.“ — „Einbrecher? Der alte zog sein Gesicht in Falten. „Einbrecher? Ja, die kriechen in solchen Nächten aus ihren Schlafwinkeln und schleichen um die Säule. Mein Vater hat mir erzählt, was in seiner Jugend ein Mädchen hier auf dem Hofe erlebte. Es war gerade so eine Herbstnacht wie heute, und der Nebel verdeckte die Wälder. Bis zum Fenster der Kammer, in der die Diele schief, stand er wie so ein undurchdringlicher See von Milch, der gegen die Scheiben drückte und herein will. Und dem Mädchen war angst und bang. Es hörte ein Räuschen schreien und fuhr in seinem Bett hoch. Da sah es, wie aus dem Nebel eine Faust hochstieg, und „klirr“ zerbrach das Fenster. Der See stieß in die Kammer, dick und schwer, und mit ihm schrammte der hinein, dem die Faust gehörte. Die Dier lag schon halb tot vor Angst, als der Kerl die Finger um ihren Hals krallte und sie erwürgte, weil er meinte, daß ein paar Taler unter ihrem Kissen lagen. Ja, Mieke, es war gerade so eine neblige Herbstnacht wie heute.“

Die Faust aus dem Nebel verfolgte Mieke in den Trübel des Festes hinein. Ihr war, als lege sich die kalte Hand auch um ihren Hals, und sie schüttelte, während sie mit schweren Gliedern in August Cordes Arm über die Diele tanzte, mußte: „Du, ich habe Angst. Was der Großhändler erzählt.“ — „... ist alles Unsinn, Mieke. Hier auf dem Hof darfst Du dich nicht fürchten. Meine Bäuerin muß es mit dem Teufel aufnehmen können. Frisch, Mädchen, tanze! Es ist der Hinausführer, und keiner soll noch im letzten Augenblick über Dich lachen.“ Mieke Westermann riß sich zusammen, und während die letzten Takte des Tanzes über die Diele schmetterten, keimte in August Cordes ein Plan: „Sie soll das Fürchten verlieren!“

Ruhe lag nach dem Jubel über dem großen Hause. Mieke räumte in der Küche die Speisereste fort. Sie arbeitete langsam und tat manchen Griff unnötig, denn sie schaute sich, ihre Kammer aufzusuchen. Da trat die alte Bäuerin zu ihr: „Mieke, laß gut sein für heute. Hör auf und leg Dich zu Bett. In der Kammer ist Kerze und Streichholz. Und nun gute Nacht. Wirft kein schlafen können nach all dem Bärm.“ Da fühlte das Mädchen wieder die Angst an sich hochklettern. „Mutter“, wollte es bitten, „laß mich bei Dir in der Kammer schlafen. Ich fürchte mich allein dort oben.“ Doch Mieke Westermann schweig: „Was sagst er doch? Er mag es nicht leiden, wenn ich mich fürchte. Seine Bäuerin muß es mit dem Teufel aufnehmen können.“

Sie tappte sich durch das dunkle Haus zur Stiege. Ihre Nerven waren gereizt, und sie fühlte, wie ihre tastenden Fingerpfoten gitterten. Sie fand die erste Stufe, betrat sie und fuhr vor dem Anarren, das ihr eigener Fuß meinte, zusammen: „Unsin! Weiter!“ Sie stieg drei, vier Stufen hinauf. Dann blieb sie regungslos stehen. Altmere da nicht einer? Anarre! Sie meinte etwas? „Mieke, Du bist verrückt. Du warst Du ja selbst! O, wie ist die Treppe dunkel! Nur das kleine Fenster dort auf dem Absatz wirft ein bleiches Viereck in die Schwärze. Und gerade dort will der Nebel zu mir herein, der Nebel, aus dem die Faust aufwuchs. Ach, Unsinn, reiß Dich zusammen, Mieke!“

Drei, vier Tritte ächzten. Noch eine Stufe, dann fand Mieke Westermann auf dem Treppenaufgang, vor dem schwarzen, schmalen Schilde, der zu ihrer Kammer führte. Sie zögerte, hörte

ihre Herz schlagen, rühnte etwas Feuchtes über ihre Stirn fließen: „Blut! Unsin! Unglückswort! Nun geh doch vorbei am Fenster! Ich kann nicht. Wenn die Faust nun käme, aus dem Dunkel her vorstiehe und mich packte! O, wie entsetzlich!“

Und plötzlich ruchs aus dem Dunkel des Ganges eine Kienfaut hervor, fürchterlich in ihrer geisterhaften Lautlosigkeit. Grauenhaft stand sie im schmalen Viereck, das vom Fenster in die Dunkelheit geworfen wurde: „Kennst Du mich? Die Faust, die das Mädchen erwürgte!“

Mieke Westermanns Augen trafen aus den Höhlen. Das Entsetzen lähmte ihre Glieder, ihre Kehle, ihr Denken. Doch dann legten sich die Finger wie Krallen um ihren Hals, und der Schrei des Mädchens gellte wie das Brüllen eines Tieres durch das stille Haus.

Als der Arzt im bleichen Herbstmorgen den Hof betrat, kam ihm August Cordes mit grauen Haaren und zerfallenen Zügen entgegen: „Doktor, das habe ich nicht gewollt. Angst hatte sie, und die sollte sie verlieren.“ Er fiel auf einen Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht. Er sank wie ein Würder zusammen, als der Arzt nach einer endlos langen Viertelstunde aus der Kammer trat: „Wir müssen sie nach Lüneburg bringen.“

Mieke Westermann sitzt seit zehn Jahren im Irrenhaus. „Hoffnungslos“, sagten damals die Ärzte zum Bauer auf Södingen. „Gehen Sie nach Hause! Kümmeren Sie sich um Ihren Hof.“ August Cordes ist geblieben und dreht in seiner Stube dem Irrenhaus gegenüber die Taumen. Sie haben ihm die Freiheit gelassen, weil sein Verstand harmlos ist.

Sein letzter Stier

Skizze von E. Seeger.

Vorüber gestraucht war das Stiergefecht, in Blut und Sonne, in Luxus und lobender Leidenschaft. Valero, der Knecht der Sevillaner, hatte vor 20 000 begeisterten Zuschauern mit unübertroffener Meisterhaftigkeit gekämpft. Als Sieger, als Triumphtor, nur mit einer leichten Fleischwunde an der linken Wade, war er von seinen Anhängern drei Mal um die Arena getragen worden. „Gott, Valero!“ schrie die jubelnde Menge, und er lächelte das graziose, lebenswichtige, offizielle Lächeln, das den Stierkämpfer auch in den gefährlichsten Augenblicken nie verläßt. Draußen in dem Hof unter den Arkaden legten ihn seine Freunde nieder, mo blutiges Stroh und Wasser von der wüsten „Collette“ der todumtöten Pferde erzählten die zum zweiten Male dem Feinde entgegen geschickt wurden.

Und hier verlor Valero plötzlich sein Lächeln. Unter sich lächeln die Toreros nicht, sie kennen die Gefahren viel zu gut, die jeden von ihnen bedrohen. Wozu also noch gegenseitig Theater? ... Aber in Valeros Gesicht trat ein fremder Zug von Verstärkung, von Leblosigkeit. Juan, sein Diener, der ihn an der Tür zum Operationszimmer neben der Kapelle erwartete, erschauerte. Aber er wußte, daß er den Maestro nie fragen durfte. Er war ein früherer Banderillero, der dem Stier vorm letzten Gang des Gefechtes die spitzen mit Widerhaken versehenen Stäbe in den Nacken zu stoßen hatte. In der Arena verlor er einst das linke Auge, und er dankte sein Leben nur der Geistesgegenwart Valeros. Dankte es ihm mit fast kindlicher Treue.

„Auf den Doktor Roquero!“ rief Valero hin, aber schon trat dieser ein, ein lebhafter, begeisterter Anhänger der Stierkämpfkunst und Freund Valeros. Mit ausgebreiteten Armen kam er auf ihn zu und küßte ihn schallend auf beide Wangen: „Mensch, Valero, Sohn des glorreichen Spaniens, berühmtestes Kind von Sevilla, Du bist der erste Mann der Welt. Tadellos, noch nie dagewesene, diese Etakade. Aber wie siehst Du denn aus? Solche Trauerminne? He? Zeig her! Diese Schramme...“

Ist in acht Tagen heil, dann kannst Du in Granada den Leuten zeigen, wie's gemacht wird. Die haben Stiere von Mura — das sind Kerle, sage ich Dir! Valero verzog keine Miene: „Du meinst es gut, aber jetzt nichts weiter davon! Ich will nach Hause. Juan, meinen Wagen!“ — Roquero schüttelte den Kopf. Juan hatten diese launischen Bräuer im Kopfe! — Wie wußte man recht, woran man mit ihnen war.

Valero fuhr heim auf sein einfaches Landgut, wo Mutter und Frau ihn aufatmend begrüßten. Aber er blieb moorkarg und sah nach dem Essen lange allein. Allein in bohrenden, trüben, peinigen Gedanken. Kein anderer wußte, was die Schramme am Bein für ihn bedeutete. Heilen, pah, das würde sie in ein paar Tagen. Aber wie er dazu gekommen — das

war es! Zum ersten, allerersten Male hatte er

beim Sprung über die Bretterplanke der Arena gefühlt, daß er nicht mehr so elastisch war, nicht seinen Körper so beherrschte wie sonst. Diese Wunde hätte er bei seiner sonstigen Geschmeidigkeit nicht bekommen dürfen! — Was das hieß? — Ein Memento für ihn, daß es Zeit war, den gefährlichen Beruf aufzugeben. Valero trat vor den Spiegel. Noch sah er gut aus noch war das schwarze Haar, hinten zu dem kleinen, traditionellen Köpfchen, der „celata“, dem Wahrzeichen des Toreros, geflochten, voll und glänzend. Aber er zählte 48 Jahre, die meisten darunter zwischen 45 und 47 ab. ... Sollte er warten, bis eine einzige Ungewandtheit ihm den Tod oder mindestens den Abstieg von der Höhe seines Ruhmes brächte? Nie, nie würde er dies erwinden, dann schon lieber den Tod vom Horn des Stieres! Aber er hatte ein Weib, zwei liebe Kinder. Der einsame Mann stöhnte in der Schwere des Entschlusses. Gewohnt an die Atmosphäre der Anbetung, in der Vergötterung, an den Taumel der Begeisterung, den Nervenkübel des Spieles mit dem Tode, an den Goldregen auch, der ihm die Taschen überflutete, schien es ihm unaußerbar, auf dies alles zu verzichten. Und doch — es mußte ja einmal sein! In der Dunkelheit legte er die Hand über die Augen, in denen es feucht aufquoll, und er kämpfte einen Kampf mit sich selber, schwächer, als er ihn je mit einem Stiere ausgefochten.

Er riß sich zu dem Entschluß zusammen, noch einmal, das letzte Mal zu kämpfen. Wob er dann noch am Leben — gut, so sollte seine Faust bahn als Torero ein Ende haben. Der Tag kam, an dem sich in den überfüllten Rängen der Stierarena von Sevilla die überhitzte, überdrückte Menge drängte, ihren Liebhaber, ihren Günstling zum letzten Male im grünen, goldenen Galanzenz vor dem wildesten Stiere zu sehen. Valero selbst hatte ihn sich ausgelacht. Und er grüßte die tosende Menge mit dem leichtesten, verschmeigenden Lächeln. Grüßte die Männer, die im Kampf der Erwartung bebten, grüßte die schönen, glühenden Frauen, die in Spitzen gehüllt, mit Feuerblüten geschmückt, ihm das Lächeln zurück gaben. ... Tändelte sodann mit der wütenden Bestie, hängte ihr seinen Hut im Vorüberfahren auf die zum Angriff feilisch gestellten Störner, warf ihr sein Leben hin — umsonst! In höchster Tollkühnheit raffte er alle seine ihm noch gebliebene Gewandtheit zusammen und kroch unter dem schnaubenden, stampfenden Tiere weg, das den verhassten Angreifer plötzlich nicht mehr sah! Auch dies, das Verkertete, gelang! Da gab Valero das Spiel mit dem Tode auf, und aus einer vollendeten gelungenen Stellung heraus stieß er dem andringenden Stier die Schulterblätter, genau an der vorchriftsmäßigen Stelle in das Herz, daß er sofort zusammenbrach.

Brausender Beifall umtoste Valero, die Menge war wie von Sinnen. Aus einem brandenden Meer von Hochrufen, von ekstatischem Jubel, Schreien, Jauchzen, Klatschen entführten ihn seine Freunde zu einem vorbereiteten Mahle. Seine alte Mutter und seine Frau wurden geholt und mußten die Ehrenplätze einnehmen. Die besten Stierkämpfer Spaniens feierten ihren Meister. Und dann ergiff Estrella, seine Frau, die ihr Leben lang um ihn gebett, eine kleine Schere, und unter Freudenstränen schnitt sie ihm das traditionelle schwarze Haarzöpfchen am Hinterkopfe ab.

Der starke Mann, der in vielleicht tausend Kämpfen 2500 Stieren den scharfen Stahl ins Herz gestoßen, mit sicherer Hand und ruhigem Blut, der zitterte jetzt beim Geräusch der Schere und sein Antlitz wurde leichenblau. Dann sah er die Hand, die ihm solches tat, küßte sie und blickte in zwei tränenumflossene, aber glückselig lachende Frauenaugen.

Am laufenden Band.

In einem literarischen Salon wurde Klaus Mann scharflich bewundert. Er erklärte distanziert der begeistert aufhorchenden Menge: „Ich arbeite eben an zwei Romanen, drei größeren Biographien und einem halben Dutzend Filmmanuskripten. Das Geschäft blüht! Liebergins behauptet man, daß ich ein paar Hilfsdrehreiber sitzen hätte. Das ist nicht wahr! Heutzutage geht das nicht mehr, da macht jeder seine Romane alleine.“

Triumphierend sah der jugendliche Klaus sich um, heftigste Zustimmung, die ihm trocken von Manoma geschah: „Das merkt man beim Lesen!“ sagte er und wandte sich ab.

Verantwortlich: S. Emmelmann, Altna. Druck und Verlag: D. C. Saks, Altna.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 42

Samstag, 19. Oktober

1929

Das Wunderbare

Skizze von Charlotte Dahms

Wo vereinzelte Birken aus dem Walde heraustreten, steht das Bahnhofsgebäude. Zweimal am Tage donnert der D-Zug vorüber, läßt die kleinen Fenster klirren und jagt Schauer durch das Wiesenland. Wenn die Strecke nicht frei ist, verchnaßt er ein paar Minuten, Gesichter beugen sich aus den Wagen und ziehen sich gelangweilt wieder zurück. Reisebegierde kommt hier nicht auf ihre Kosten — ein dunkler Waldstreifen, ein Wiesenviereck, ein rotes Bahnhofsgebäude mit beiseidehem Garten, in dem ein Mädchen arbeitet. Befriedigt atmet man auf, wenn der Zug wieder weiter fährt, und mancher winkt der Tochter des Bahnhofsleiters halb mitleidig ein Lebewohl zu. Aber die hebt nur müde die Hand.

Früher hätte sie diese Abgeschiedenheit ihres Dorfes nie hart empfunden; aber seit sich die jüngere Schwester verheiratet hat, und sie ganz allein mit dem etwas grämlichen Vater hausen muß, krankt sie manchmal an einer laienhaften Niedergelassenheit. Tagsüber sinkt zwar alles Nachdenkliche in der Arbeit unter; aber abends, wenn der Wald wie ein Scherenschnitt vor gelbem Himmel steht und mit dem harten Wieselwind Grillenzirpen zerfäut aus dem Gasse steigt, bekommen zeitweise die beunruhigenden Gedanken und nehmen den Feierabend das stille Behagen. Erinnerungsbilder gehen auf ein sorglos verstrichenes Sonntagabende im fernem Dorf, an kleine, unschuldige Liebeserlebnisse, die, kaum begonnen, immer wieder im Sande verlaufen waren. Sehr weit liegt das alles schon zurück, glimmt nur noch verschwommen in den grauen Alltag hinein wie ein farbiges Licht im Nebel. — Und oft fragt sie sich, ob wohl damit ihr bescheidener Anteil an der Lebensfreude schon ausgeglichen sei, ob gar niemals das Schicksalhafte, das Wunderbare in irgend einer Gestalt ihren Weg kreuzen würde. Aber für sie wird wohl weiter ein Jahr in das andere übergehen, einfarbig und farblos wie die aneinander gekuppelten Wagen der langen Fernzüge — bis endlich die roten Schlußlichter kommen und alles vorüber ist.

Den ganzen Sonntag über hat es aus gewitterterem Himmel unaufhörlich geregnet. Trübe strubelt der angedunstene Bach und schäumt Unrat in das Gäßchen. Sehend sieht sie die zerstörten Beete. Nein, heute am Feiertag würde sie das nicht wieder in Ordnung bringen! Sie muß heute einmal heraus aus dieser drückenden Enge, es drängt da etwas stärker und schmerzhafter denn je nach Entspannung und Gelächern, als hätte das neigende Wetter draußen halb erstarrte, taustende Wünsche in treibende Kraft verwandelt. Einmal etwas anderes sehen als nur den Bahndamm und das Krautgärtchen — und wäre es auch nur der Tangboden des Dorfküchens mit seinen verstaubten Erinnerungen. Sie zieht die neue, grellbunte Strickjacke über, probiert die Taschenlampe — ach, ausgebrannt — steckt ein paar Wachshölzchen ein und macht sich auf den Weg.

Die Luft ist treibhausfeucht und schwer vom Duft des Waldbodens. Vorsichtig geht sie in den etwas engen Lachschatten den Weg an den blank gewaschenen Gleisen entlang; die Baumkronen trüben noch wie vollengeogene Schwämme. Aus wolkenigem Himmel fällt frühe Dämmerung ein, nur die Schienen geben noch ein mattes Blinken.

Die Straße senkt sich: wie ein flacher Dünentüchlein läuft der Bahndamm nebenher, ein paar kümmerliche Blumen gittern im Abendmorgen auf seinem Schotter. Und plötzlich greift es ihr eiskalt an die Seele — da oben — da hängt ja — herausgeputzt, untermalen vom Regen — ein Stück Schienenstrang solle in der Luft frei schwebend über dem sandigen Gang wie

ein Brückenbogen, unter dem der Himmel durchscheint — und bald ist der Abendzug fällig. Ihre Zähne schlagen vor lähnendem Entsetzen aneinander. Angestrengt lauscht sie — aber noch bleibt die Ferne still. Nur vereinzelte Tropfen klatschen aus den Zweigen ins Moos, und das Blut rauscht dumpf in ihren Ohren. Ein Windstoß fährt auf, und gelocherte Schrauben klappern da oben — es klingt wie Senzen-Dengeln. Und jetzt — schwach, windzerissen — noch weit hinter dem Walde — ein Lokomotivpfeiff.

Atemlos klimmt sie den abschließenden Bahndamm hinauf — jagt, ohne sich zu besinnen, zwischen den Schienen entlang. Ob man sie auch sehen wird? Es dunkelt schon stark, kaum, daß man noch die Pappeln da drüben erkennen kann — und hinten bei der Kurve blinken jetzt zwei Lichter auf.

Einen Herzschlag lang will es sie triebhaft wieder zurückstoßen — auf den Weg hinunter tief in den Wald hinein — in Sicherheit. Aber dann reißt sie die Strickjacke herunter, läßt in fliegenden Händen ein Wachshölzchen aufklappen — die Welle fängt rasch Feuer — und das flackernde Signal als weißhin leuchtende Fahne hoch in der Luft schwenkend, läuft sie dem heran donnern den Zuge entgegen.

Drohnd poltern Buffer aneinander, Räder kreischen unter der Brücke. Türen werden aufgerissen — angstvolles Rufen und Fragen — Scharten haften an erleuchteten Fensterzügen entlang — blicken mit Laternen suchend gebückt über die Gleise.

Taumelnd richtet sie sich aus dem Schotter zwischen den Schienen hoch, fährt mit der Hand über die schmerzende Stirn, das verengte Haar der Lokomotivführer leuchtet ihr ins Gesicht. „Das ist die Letzte vom Bahnhofsleiter drüben“, sagt er zu den Umstehenden, „bei der können wir uns alle bedanken! Eine Minute später — und — na, man darf's gar nicht zu Ende denken.“

In den nächsten Tagen liegt das rote Häuschen noch verloren und erriemer als sonst, denn der Bahnverkehr ist auf eine andere Strecke umgeleitet. Aber dem Mädchen dünkt die Abgeschiedenheit nicht mehr so lastend seit jenem Erlebnis. Da war doch etwas gewesen — etwas sehr Großes, Wunderbares, das noch lange in ihr nachhallen würde. Anders hat sie sich das Wunderbare freilich immer vorgestellt — ganz anders —, und doch hätte es kaum beglückender sein können, will es ihr scheinen.

Und als dann eines Morgens wieder der erste D-Zug keuchend vor dem Bahnhofsgebäude hält, umficht mit sorglich liebendem Blick die lange, dunkle Wagenkette, als hätte sie irgendwie einen mühseligen Anteil an all dieser vielfältigen Menschlichkeit. Sie sieht gar nicht wie der Lokomotivführer winkt und ihr eifrig Zeichen macht. Aber als dann der Zug mit einem hellen, lustigen Pfiff in die jonnendunigen Weite hinaus fährt, klattert ihr ein ruhiges Zetteln vor die Füße:

„Ich bin nächsten Sonntag dienstfrei. — Wollen wir uns dann morgens bei den Pappeln treffen?“

Die Schwurhand von Cochem

Skizze von Hermann Jung.

Vor dem Hause des Zehntschultes-Friedrichs in Cond an der Mosel drängte sich das Volk. Durch das Gemurmel der Menge hörte man eine fettige Einstimmigkeit, die nach der Art der Versteigerter Gausgeräusch ausbot: „Zum ersten, zum zweiten und zum dritten.“

Hier war in der Tat der Vollzieher bei der Arbeit, denn der Friedrichs, ein armer Winzer, hatte seine Steuern nicht bezahlt. Dazu lag seine Frau seit zwei Tagen in der Totenlade. Den Friedrichs rührte der Schicksal als er ver-

nahm, daß er die Gefährtin seines Lebens und seinen Hausat, das letzte, was er noch besaß, an einem Tage verlieren sollte. Nun sah er gelähmt im Hause seiner Schwester, während der „Halsabschneider von Cochem“, wie der Volksmund den Vollzieher nannte, sein Eigentum ausbot.

Ränge rief der „Halsabschneider“ vergebens die Möbelstücke aus, denn niemand wollte sich am Glend eines Volksgegnossen bereichern. Bis sich der Vole Krips durch die Menge drängte, der in Cochem einen Handel in Allernährartikeln betrieb. Der kaufte Stück um Stück, so sehr das Volk auch gegen ihn murrte. „Wenn ich es nicht bin, ist es ein anderer“, lachte er aus kleinen, listigen Augen und rieb sich die Hände über das gute Geschäft.

Er sah nicht, daß ein dreizehnjähriger Junge neben ihm stand und mit tränenheller Blick zuschaute, wie ein Stück nach dem andern aufgeladen und fortgeschafft wurde. Er sah auch nicht, wie sein zehnjähriges Töchterchen, die Meta, auf den Jungen zutrat, der kein anderer war, als der Letzte des Friedrichs.

„Karl“, sagte die Meta altklug und schaute dem Jungen mit ihren schwarzen Augen von unten herauf ins Gesicht, „wenn Du die Sachen wieder haben willst, dann mußt Du mich heiraten. Vater kauft alles.“ Wahrscheinlich war sie sich der Bedeutung ihrer Worte selbst nicht bewußt. Auch Karl wußte nicht viel damit anzufangen.

In diesem Augenblick wurde der Junge an der Hand gezerrt, und eine Frauenstimme zerrte: „Willst mitkommen, Du Tagebier.“ Das konnte nur Tante Kilian aus Cochem sein, die den Jungen zu sich genommen hatte, weil er ja nun Waise war.

Die Tante Kilian besaß einen Gasthof, den „Schwarzen Bären“, aber das Haus hatte keinen guten Ruf, denn der Kilian trank, und seine Frau war eine Kantippe, deren gefährliches Mundwerk man überall fürchtete.

Karl Friedrichs wurde hier zum Prügelknaben, an dem die beiden Ehegatten ihr Mitleiden kühlten, wenn sie sich gezannt hatten. „Du Faulenzer, Du Tagebier, glaubst wohl, Du seiest ein Prinz“, hieß es den ganzen Tag, und dabei sekte es Ohrfeigen, daß dem armen Jungen Hören und Sehen vergingen. Und doch arbeitete er von morgens bis abends. Es war ein freudloses Leben.

Kein Wunder, daß Karl dieses Leben satt bekam. Als er konfirmiert war, verfiel er eines Tages bei Nacht und Nebel, schmuggelte sich über die französische Grenze und ließ sich in Marseille als Schiffsjunge nach Amerika anheuern. Für die Leute von Cochem und Cond blieb er verschollen.

Zwanzig Jahre später sah derselbe Karl Friedrichs als reicher Mann in einem Remporter Boarding-Haus. Er hatte einen Lebensabschnitt voll Abenteuer und Gefahren hinter sich. Aber in den Goldfeldern Kaliforniens war ihm das Glück hold gewesen, und er besaß so viel, daß er sich in der Heimat zur Ruhe setzen konnte.

Und wie er einen langen Zug aus dem Bierglas tat, da stand plötzlich einer vor ihm und sagte: „Postaufenthalt, seid Ihr nicht der Friedrichs aus Cond?“

„Der bin ich allerdings“, gab Karl zur Antwort, „aber ich wüßte nicht, wo ich Euch im Leben schon einmal begegnet wäre.“ Da stellte sich der andere als Landsmann vor; er war ein Sohn des Krips aus Cochem: Der Heimatboden mußte ihm zu hiez genorden sein. Man hochte ein paar Stunden zusammen. Der Krips ließ sich von seinem Gegenüber 4000 Dollar und erfuhr dabei, daß der andere viel Geld besaß und nach Hause fahren wollte. Das genügte ihm. Und weil der Sohn keinen Grad besser war als sein Vater, schrieb er gleich nach Cochem, man solle sich des Friedrichs mit besonderer Liebe annehmen, es sei gewiß ein Geschäft mit ihm zu machen und dieser Mann

im übrigen der rechte Schwiegersohn. Karl Friedrich war viel zu ehrlich, um die Schlechtigkeit dieses Krips zu erkennen. Für ihn bedeutete dieser ein Stück Heimat, nach der er sich seit Jahren in Sehnsucht verzehrt hatte. Und so war er überglücklich, als ihn bei seiner Rückkehr die Meta an der Dilligence abholte und die Krips ihn wie einen ihresgleichen aufnahm. Vor lauter Glück stieg er eine große Summe in das gänglich herunter gewirtschaftete Geschäft des Krips, der ihm das Darlehen zusammen mit der Summe, die Friedrichs der Sohn in New York geliehen hatte, auf Heller und Pfennig zurück zu zahlen versprach. ... wenn er dazu in der Lage sei.

Karl Friedrichs machte sich keine Sorge um sein Geld, denn die Meta war inzwischen seine Braut geworden, und wenn sie erst Frau Friedrichs wurde, dann gehörte ihm ja doch das Geschäft.

So wäre alles gut gegangen, wenn Friedrichs die Meta nicht eines Tages im trauten Verein mit dem abgedankten und verschuldeten Leutnant Moser getroffen hätte. Da war die Freundschaft aus. Karl Friedrichs erklärte zur selben Stunde seinen Austritt aus dem Geschäft und verlangte sein Geld zurück.

Da lachte der Krips mit seinen kleinen, listigen Augen und sagte: „Zeig doch den Schuldschein her, wenn Du kannst.“ So kam die Sache vor Gericht in Eriar, aber wenn der Friedrichs geglaubt hatte, dann irrte er sehr, denn der Krips schloß mit lauchender Miene einen Meinel.

Karl Friedrichs wurde darob ein Menschenfeind. Die Wut über diesen Betrug nagte an seinem Herzen, und eines Tages schauten die von Cochem auf: Dem Kripschen Hause gegenüber wuchs ein Turm empor, und als er fertig war, da steckte der Meister Schmied eine eiserne Schwurband auf die Spitze; die drohte dem Krips bei Tag und Nacht und ließ ihm keine Ruhe, bis der Pole sich schließlich aufpachte und mit seinen Sackeligkeiten und seiner Familie nach Bonn verzog. Dieses fürchterliche Menetekel hatte ihn dem Wahnsinn nahe gebracht. Und er starb nach einigen Jahren in tieferster Armut. Karl Friedrichs aber wurde mit einer Wingerdichter glücklich, die ihm den Glauben an die Heimat wiedergab.

Vor einiger Zeit ging der Turm des Karl Friedrichs, auf dessen Spitze sich noch heute die eiserne Schwurband mit der Jahreszahl: 1884 erhebt, an einen anderen Besitzer über. Der ließ ihn öffnen, und man fand im Innern einen marmornen Sockel von großem Wert. Den schenkte er der Gemeinde, dem Geburtsort des Friedrichs. Sie errichtete hinter der alten Dorfkirche eine Kapelle und stellte die Christusfigur hinein, die Karl Friedrichs einst an dem Tage in der Cochemer Turm hatte einbauen lassen, da der Krips von dannen zog. Der Sockel sollte aus der Stätte der Vergeltung eine Stätte der Gnade machen. Das Wollstand hat durch die neue Gonder Kapelle eine zweite Erinnerung an die Schwurband von Cochem erhalten, deren Geschichte bisher den wenigsten bekannt war.

Das gewagte Heilmittel

Skizze von Gräfin Brockdorff.

Wir hatten Wackertan, mein Freund Wolf und ich, und kamen erst kurz vor Abgang des Zuges auf den Bahnhof. Unter Wackertan war bis auf einen Platz besetzt. Ein alter Herr, der etwas leberkrank ausah, sah in eine Zeitung vertieft. Ihm gegenüber unterhielten sich zwei junge Damen erregt mit halblauter Stimme. Und so tönte ein Satz aus dem Wackertan zu uns herüber. „Das ist empörend, das rieche ich mir nicht gefallen.“ — „Was soll ich tun, ich kann mich doch nicht täglich zanken.“ — „Du mußt einmal energisch vorgehen, Du bist zu nachgiebig.“

Dann sprachen sie wieder ganz leise, aber nicht weniger eifrig. „Hinknicken um fünf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, ohne daß man bei dem Lärm draußen das Abfahrtsignal gehört hatte. Eine war schon außerhalb des Bahnhofs, als die eine der Damen aufsprang, ans Fenster stürzte und verwundert fragte: „Rangiert denn der Zug? Wir fahren ja.“

Obgleich die Frage nicht an mich gerichtet war, glaubte ich doch antworten zu müssen. „Der Zug rangiert nicht. Er ist pünktlich um fünf Uhr abgefahren.“

„Abgefahren!“ Das ist unmöglich. Ich will ja nicht mitfahren, ich muß hinaus.“ Sie stürzte in den Gang und versuchte die Tür zu öffnen, in der augenscheinlichen Absicht hinaus zu springen. Das wäre heller Wahnsinn gewesen, denn der Zug fuhr schon mit ziemlicher Ge-

schwindigkeit. Mein Freund und ich eilten ihr nach. „Was haben Sie vor? Um Himmels willen, beruhigen Sie sich.“

Sie wehrte uns ab. „Ich muß unbedingt aussteigen. Ich muß nach Hause.“ Wir brachten sie mit vieler Mühe in das Abteil zurück, wo die Freundin versuchte, ihr Trost zuzusprechen. Das fiel schwer, denn die Reisende wider Willen jammerte fortgesetzt: „Ich muß nach Hause, ich muß nach Hause.“

„Bitte, beruhigen Sie sich“, bat mein Freund der inzwischen im Kursbuch nachgesehen hatte. „Wir sind in anderthalb Stunden in Rosenheim.“

„In Rosenheim!“ Ich die junge Frau. „Der Zug hält nicht vor Rosenheim?“

„Nein, es ist unser bester Schnellzug.“

„Ja, wann komme ich dann nach München zurück?“

„Wollt ihr weiter im Fahrplan nach. In Rosenheim können Sie den Personenzug Nr. 211 nehmen, der um zehn Uhr abfährt. Dann sind Sie gerade um Mitternacht in München.“

„Erst um Mitternacht! Ich bin verloren. Ich kann nicht mehr nach Hause. Was wird mein Mann sagen!“ Sie stöhnte laut auf, und die Freundin schüttelte den Kopf. „Ja, das ist schlimm. Sie wohnt in einem Vorort und erreicht den letzten Anschlußzug für dort nicht mehr.“

„Aber die gnädige Frau kann ja von Rosenheim aus telegraphieren“, schlug Wolf vor. „Ihr Gatte kann sich Ihr Mißgeschick erklären.“

„Aber ich kann nicht von Rosenheim aus telegraphieren“, rief die Dame. „Mein Mann weiß nicht, daß ich mit Hertha abgereist bin, und er hat mir doch verboten, mit ihr zu verreisen, weil — weil sie geschieden ist und mich auch dazu aufreizen könnte.“

Die Hertha genannte junge Frau erwiderte etwas scharf: „Dein Mann ist ein Tyrann und ganz und gar rückständig. Du läßt Dich viel zu sehr von ihm beherrschen.“

„Vielleicht“, gab die andere zu, „aber ich liebe den Frieden und — ich liebe meinen Mann.“ Die letzte Versicherung klang etwas verzweifelt.

„Du bist eben noch die gehorsame Gattin aus der alten Zeit, Marielchen.“ Dies „Marielchen“ wurde spöttisch betont. „Eroberst Du lieber mehr Rechte, statt einen Egoisten groß zu ziehen.“

„Das kannst Du leicht sagen mit Deiner Energie. Ich bin ängstlich.“ — „Die junge Frau schlug die Hände vor das Gesicht — „was müßen die Herren von uns denken, daß wir solch intime Familienangelegenheiten öffentlich erörtern.“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau“, fiel ich ihr ins Wort, „es ist eine alte Erfahrung: Was man dem besten Freunde nicht anvertraut, erzählt man dem Fremden auf der Landstraße. Darf ich mir einen praktischen Rat erlauben? Sie steigen nicht in Rosenheim aus, sondern fahren mit Ihrer Freundin weiter. Was ist Ihr Reiseziel?“ wandte ich mich an die andere Dame.

„Salzburg.“

„Vortrefflich. Das ist auch unser Reiseziel. Wir kommen gerade zum Abendessen dorthin. Morgen oder übermorgen schreiben Sie Ihrem Gatten einen ausführlichen Brief. Halten Sie ihm vor, wie sehr er Sie mit seiner Eifersucht und Tyrannet gequält hat. Sie wären dessen müde, suchten Ruhe und Frieden. Schreiben Sie ihm, daß Sie nicht eher in sein Haus zurückkehren, ehe er nicht verspricht, sich zu ändern.“

„Das ist ein sehr guter Vorschlag“, stimmte die Freundin bei. „Ich habe das schon lange geraten, aber sie hat ja nie auf mich gehört.“ Es ist wirklich ein Wink des Himmels, Marielchen, sie bog sich zu der leise Weinenden, daß Du heute hier im Zuge gefangen bist. Nun mußt Du endlich einmal energisch sein.“

„Mein Mann versteht mich das nie. Er war schon müde, als ich nur davon sprach, Dich auf den Bahnhof zu begleiten.“

„Um so besser. Er wird jetzt sehen, daß Du auch einen Willen hast.“

„Ich habe ja nichts bei mir, kein Nachzeug, kein Geld.“

„Das ist nebensächlich, ich helfe Dir mit allem aus, und morgen läßt Du dir telegraphisch Geld von Deiner Bank leihen. Du bist ja glücklich überwiege unabhängig von Deinem Manne.“

Es wurde ein recht gemüthlicher Abend im Hotel in Salzburg, und als wir bei einem Glase Sekt auf das Weingebirge etwas gewagten Heilmittels für ihre Ehe anstießen, lachte die junge Frau ganz fröhlich mit.

Nicht Tage später erhielt ich einen Brief von Frau Marie. „Ihr Rat war der trefflichste, den Sie mir geben konnten. Ich bin restlos glücklich. Mein Mann ist hier in Salzburg, und wir verleben zum zweiten Male Hüttenmoos. Natürlich war er erst sehr ärgert auf mich, aber dann kam die große Sorge, daß auf einmal zugestiegen sein könnte. In diesen sorgenvollen Stunden prüfte er sich. Klage ich an, vielleicht nicht richtig gegen mich gehandelt zu haben, kurz, er kam zur Einsicht, daß er ohne mich nicht leben kann. Welch ein Glück, diese unfehlbare Weisheit und Ihr gewagtes Heilmittel. Wie hätte ich sonst den Mut gefunden, es meinem Manne gegenüber aufzulegen oder Brechen ankommen zu lassen. Wir beide sind Ihnen sehr dankbar.“

Ich lächelte nach dem Lesen dieses Briefes. Das Schicksal braucht oft merkwürdige Mittel, um die Leute zur Erkenntnis zu führen.

Einer von vielen

Skizze aus dem Großstadtleben von F. W. Schmidt.

Eigentlich wollte Wilhelm Strebelow von Hamburg aus geradezu in die pommerische Heimat fahren. Zwei Jahre in den Fieberhumpfen Brasiliens hatten ihm genug zugeführt. Weich der Teufel, wie es kam, daß er in den Berliner Schnellzug eingestiegen war. Was sein, daß sich sein Dickschädel immer noch gegen die Erkenntnis sträubte, daß es heutzutage mit der Erwerbung von Reichtümern in der Fremde Effig ist, wenn man nicht als kleiner Kapitalist und mit genauer Kenntnis des Landes hinkommt. Jedenfalls beschloß Wilhelm Strebelow während der Fahrt, es noch einmal mit dem Glück zu versuchen, ehe er sozusagen als Schiffschlichter ins Dorf zurückkehrte.

Aber als er morgens aus dem Lehrter Bahnhof tritt, kommt ihn ein Grauen an vor der Lösung dieser selbstgestellten Aufgabe. In der Tat, es gibt schmerzhaft etwas Trübsal, als an einem grauen, kalten Morgen in einer Großstadt wie Berlin anzukommen, mit 3,50 Mark in der Tasche, und ohne eine Menschenleue zu kennen. Wilhelm Strebelow hat zum ersten Mal im Leben wirkliche Angst. Schließlich kommt ihm eine Idee. Er kehrt noch einmal nach dem Bahnhof zurück und gibt sein Bündel als Handgepäck auf. Das ist sicher und kostet wenig. Schlafen wird er zunächst irgendwo auf einer Bank. So spart er die Kosten für das Hotel, bis er eine jener Stellen als Abwächser oder Zeitungsverkäufer gefunden hat, von denen der Aufstieg in die millionenschwere Hochfinanz beginnt, wie Wilhelm Strebelow das in Romanen gelesen hat.

Nach einem frugalen Frühstück, das immerhin die Hälfte seiner Vorkasse kostete, begibt sich Wilhelm Strebelow auf Suche nach Arbeit, zunächst zum städtischen Arbeitsnachweis. Aber er ist fremd, ein unerwünschter Zugewandter, ohne feste Wohnung. Man könne ihm beim besten Willen keine Arbeit vermitteln, sagt der Schalterbediente.

Nun versucht es Wilhelm Strebelow mit persönlicher Werbung: treppauf, treppab, von Büro zu Büro. Entweder wird ihm sofort eine unwirksame Abweisung zuteil, oder er muß stundenlang warten, bis er eine nichts sagende Antwort erhält. Oft winkt schon der Portier am Eingang ab: „Alles besetzt, mein Herr!“

Endlose Straßen tun sich auf, schrumpfen unter seinen Schritten zusammen und münden in neue Weiten. Es wird Abend. Wilhelm Strebelow findet endlich einen Park und eine Bank, auf der er seine müden Knochen ausruhen kann. Unter einem Himmel, an dem kein Stern scheint, ist er eingeschlafen, als ihm ein rauhes Rütteln in die Wirklichkeit zurück reißt. Hinter dem Lichtkegel einer Blendlampe steht der Schatten eines Polizisten. Bitte um Ruhe gellen durch die Nacht: Raus! Wilhelm Strebelow muß auf einen Lastwagen steigen, der ihn mit einem Dutzend anderer Aufgegriffener ins Polizeipräsidium bringt.

Am nächsten Morgen kann Wilhelm Strebelow wieder gehen. Seine Papiere sind in Ordnung, Arbeitslosigkeit ist kein Grund zur Verhaftung. Und so steht Wilhelm Strebelow wieder auf der Straße, beißt die Zähne zusammen. Jetzt noch nicht, jetzt noch nicht! denkt er.

Und da man es gegebenenfalls auch mit Gelegenheitsarbeit zu etwas bringen kann, steht er einen ganz Tag lang vor einem Fernbahnhof, öffnet die Türen der ankommenden Autos und hilft den Insassen hinaus. Manchmal geben die Leute ihm etwas, manchmal nichts. Manchmal langts wieder einmal für ein Mittagessen. Aber am zweiten Tage treiben ihn die Sorgen fort, die an diesem Bahnhof ihren Bezirk haben; denn auch dieser Beruf ist organisiert. Einmal verbringt Wilhelm Strebelow eine Nacht im Obdachlosenloft. Ein ehemaliger Bankdirektor ist da unter den Elendesten der Elenden zu finden, ferner ein Ingenieur und zwei Leute, die sich als Schriftsteller ausgeben.

„Vieher im freien Schlaf, dann weiß man wenigstens, daß man noch kein Brack ist. Den köstlichen Inhalt seines Bündels hat unter Mann längst verkauft und von dem Erlös wieder einen beträchtlichen Teil für den Nachweis von Verdienstmöglichkeiten opfern müssen. Eine Zeit lang betätigt sich Wilhelm Strebelow als Sammler von Tabakstücken, die er einem Händler bringt. Auch gelingt es ihm einmal, den Posten eines Marktaushalters vertretungsweise zu erlangen. Aber als er in der Dunkelheit heimlich eine rohe Mohrrübe verzehren will, wird er entdeckt und davon gejagt.“

Und eines Tages ist es so weit, daß Wilhelm Strebelow mit gläsernen Augen und abschafften, hohlen Wangen an einem Toborg in der Konfektionsviertel steht. In der bleischnen Morgendämmerung lauert er auf Schritte. Hinter ihm, im zweiten Stock des Seitenflügels knirschen leise die Stahlschrauben. Dort arbeiten die Fachleute an den Rastenschränken; er als unbeholfener Neuling hat nur einen untergeordneten Aufpostenposten.

Langsam kommt ein Mann um die Ecke. Ein Arbeiter? Wilhelm jagert mit dem Signallämpfen. Mit einem Mal geht der Mann merklich schnell, steht plötzlich vor ihm, zeigt eine Blechmarke, fragt: „Was suchen Sie hier?“

Jetzt ist es um Wilhelm Strebelow geschehen, vor seinen Augen flimmern in der Dunkelheit rote Kreise. Aber plötzlich öffnet sich sein Mund, und eine Stimme, die nicht seine eigene zu sein scheint, flammelt: „Ich — ich — bin doch Spitzel, Herr Kommissar. Soll doch hier warten.“

„So?“ sagt der andere gedehnt, und es scheint, als wolle er noch weitere Fragen stellen. „Da kratzt es plötzlich irgendwo, zwei, drei, vier Schritte, Signallämpfe, eilige Schritte.“

„Schnell, auf den Hof!“ kreist der Beamte, die führen in den Dunkel. Mit einem Satz schwenkt der „Spitzel“ ab, klettert über einen Zaun. Über der Häuserblock ist von Polizisten umstellt. Hunde bellen, in den Vorwergen gleihen Scheinwerfer. „Vieher Himmel, nur einmal noch ich mich durchkommen!“ flammelt der Verfolgte, während er sich mit zerflohenen Schienbeinen hinter einem Stapel von Kisten verbirgt. Bis zum Sonnenaufgang bleibt er dort regungslos. Dann gelingt es ihm, unbemerkt auf die Straße zu kommen. Niemand kümmert sich um ihn. Entwisch!

Etwas später steht Wilhelm Strebelow mit knallrotem Gesicht vor der Leiterin der Bahnhofsfürsorge. Als er seine Papiere vorzeigt, braucht er nicht lange zu bitten. Und nach einer ihm unendlich lang scheinenden Zeit steht er in einem Abteil des Personenzuges Berlin-Stettin.

„Vieher in harter Arbeit die heimliche Scholle beackern und anfänglich die Schodenfreude der Nachbarn ertragen, als noch einmal in erbarmungsloser Fremde leben“, murmelt Wilhelm vor sich hin. Schon steht das Getreide in den Halmen. Seitlich am Horizont zerfetzen die letzten Schornsteine Berlins in Nebel und Rauch.

Pflicht

Skizze von A. Schöneberg - Rodenbach.

Auf einer Bank des Stadtparks saßen zwei junge Menschen, offensichtlich Liebende. Die Stimme des Mädchens umschmeichelte den Mann: „Ich bitte Dich, Geliebter, sage mir, wer Du bist, was Du bist. Ich weiß nichts von Dir als Deinen Namen.“ Ihre schwermütigen Augen blickten ihm Antwort zu: „Du bist ein Dichter eines treuen Hundes. Ein fröhliches Knabenlachen perlte aus dem Munde des Mannes auf, ehe er antwortete: „Das kann ich Dir sehr genau sagen, Wädel. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, seitdem ich Dich kenne, seitdem ich weiß, daß Du mir gehörst.“

Die Unabwendigkeit des liebenden Mannes hatte ihre Berechtigung. Seine Braut war eine herrliche Menschenknope; unerkennbar trotz des billigen Wäschleides, in dem ihr federnder Körper steckte. Ihre Stimme wurde unendlich traurig. „Du willst mich nicht ver-

stehen, Fritz. Du gehst wieder weg. Auf wie lange? Ich weiß es nicht! — Wohin? Ich weiß es nicht! — Aber das weiß ich: Du bist in Gefahr. Dein Leben ist bedroht. Ich fühle es. Einmal Tages kehrt Du nicht zurück.“ Das Mädchen preßte das Gesicht in die Hände, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

„Aber Maria, liebes Kind!“ bat der Mann betroffen. „Es ist wirklich nicht so schlimm und außerdem — notwendig. Sieh mal, wir wollen heiraten. Dazu gehört eine Wohnung, eine Aussteuer, kurzum Geld; und das verleihe ich, dazu übe ich meinen Beruf aus. Ich bitte Dich herzlich, mir zu glauben: Es ist ein anständiger, ehrenwerter Beruf. Nur verpflichtet er zum unverbrüchlichen Schweigen.“

Sie schmeigte sich an seine Brust und flehte: „Geh nicht von mir. Ich fürchte mich, Geliebter.“

Der Mann schwieg lange. Dann antwortete er: „Ich will es versuchen. Nach meiner Rückkehr lasse ich mich in eine andere Abteilung versetzen. Nur dieses eine Mal muß ich noch gehen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Pflicht ist Pflicht.“

Der Mann mit den kalten, grauen Augen war der Leiter des Spionagesystems, den die Reichsregierung wie eine Stachelnadel suchte und nicht fand. Er blickte die junge Dame vor seinem Schreibtisch schmerzhaft an, als er langsam und betont erklärte: „Sie sind unterrichtet. Die Analysen des neuen Sprengmittels müssen binnen sechs Stunden jenseits der Grenze sein. Unsere Gegenpieler sind höllisch munter geworden. Keine Maus kommt mehr ungerochen über die Grenze. Es kommt also nur mehr Ihre Spezialität in Frage: Flugzeug-Flachschirmabsperrung über offenem Wasser. Schiff-Schach harmlose Seefahrtzweige sind auf Ihrem Wege stationiert. Ihr Flugzeug mag verladen, man wird der vorunglückten Fliegerin zwar das größte Interesse aber auch die größte Verantwortlichkeit entgegen bringen, und ... ihr Gepäck nicht unterlassen, besonders nicht ihre verschiedenen Tuben Zahnpasta, Hautcreme, Puder, Seifen. Alles übrige überlasse ich Ihrer Intelligenz.“

„Und wenn ich, mein“ sagte sie.

Der Mann überhörte den Einwurf und fuhr fort: „Seien Sie auf der Hut! Unter dem Duzend wirklich gefährlicher Gegner befindet sich der gerissenste Spürhund dieses staatlichen Schnüffelnunternehmens, der junge Gerlach.“

Ein Schrei durchgellte den Raum: „Unmöglich!“

„Vor dem ist kein Ding unmöglich. Hat er es doch verstanden, sich mit einer der unseren zu verloben, um sie auszuhebeln.“

„Niemand hat er das getan. Er weiß nicht, wer ich bin. Und ich kenne ihn nicht. Ich sage, mein, dreimal, mein!“

Sie schrie gitternd, wie die Schlinge, in die ihr ehelicher Spottfittich sie hinein getrieben, sich über ihr zusammenzog.

„In meinen Diensten sagte noch nie einer Nein!“

„Ich sage es.“

„Dann liegt morgen ein toter Mann vor Ihrer Wohnung!“

„Allo Gewalt?“

„Nicht ganz. Tun Sie Ihre Pflicht, dann tut ich, was ich noch niemals tat. Ich entlasse Sie aus meinem Dienst. Sie wären die erste.“

Das blidh gewordene Mädchen rang schwer um einen Entschluß. Endlich raffte es sich auf: „Ich übernehme den Auftrag.“

„In dem Gesicht des Mannes veränderte sich keine Linie. Ich habe mich noch nie in meinen Leuten getäuscht“, sagte er langsam und betont.

Fritz Gerlach befand sich auf dem Weg zu seinem Vorgesetzten, dem Chef des Spionagesabwärtendienstes. Vor einer Vorkassale blieb er lange stehen. Eine Fabrik kosmetischer Mittel machte mit dem hübschen Gesicht einer internationalen Sportmode Reklame. Das lächelnde Gesicht da auf dem Plakat hatte so verblüffende Ähnlichkeit mit dem Gesicht seiner Braut, daß es ihn erschreckte und verwirrte; über den ganzen Weg, bis er vor seinem Chef stand und dessen Anweisungen seine volle Aufmerksamkeit erforderten. Der schloß seine Ausführungen: „Es mühte mich dem Teufel zugehen, wenn ich mich in dieser sonderbaren Sportdame täuschte. Sie folgen ihr, und wenn sie zum Nordpol fliegen sollte. Sie haben jede Vollmacht. Ihr Flugzeug wird bei der Ankunft in Erfolge zerlegt. Sie überwachen die persönliche Unterlegung bis auf das rosenrote Häutchen dieser Dame. Aber Vorsicht, Vorsicht, junger Mann! Das Weib hat den Teufel im Leibe.“

Schon seit Stunden jagte Gerlach mit 180 Kilometer Geschwindigkeit hinter dem verurteilten Sportflugzeug her. Wie ein schimmernder Punkt zog es weit voraus seine Bahn. Sonst

ringsum nur Himmel, Wolken, Wasser, und ab und zu tief unter einer Wolkenlücke ein Schiff, die Sicht verschlechterte sich. Er mußte näher heran. Verblissen hatte er das Letzte Resten Gas und Frühzündung ein. Langsam holte er auf.

Hallo! Was war das? Das Flugzeug vor ihm schwankte, als wenn ihm die sichere Führung fehlte. Kein zufällig sah er unter sich, durch einen Wolkenfächer blinkte im Bruchteil einer Sekunde ein schimmernder Geißer. Fleck auf: ein Fallschirm! Unbemerkt hinter einer Wolkenbarre vom Flugzeug abgekommen. Herunter! In steilem Gleitflug stieg seine Maschine zur Wasserfläche nieder. Ein Hochdampfer nahm bereits Kurs auf die Abschwimmbende. Er kam ihm zuvor. Seine Maschine massierte kaum 50 Meter von der im Rettungsring Treibenden. Auf seinen Zuruf schwamm sie gehorsam heran und ließ sich ohne Widerstand an dem zugeworfenen Haltetau auf das Tragdeck ziehen.

„Maria! Du?“

„Ja, ich. — Hier die Analysen! Es wäre mit ein leichtes gewesen, sie zu verlesen. Ich wollte Deinen Erfolg.“

Mit gitternden Händen nahm der Mann die dargereichte Kartentafel in Empfang. Sein Gesicht war bleich und harter wie das eines Toten. Was nun?“ flüsterten seine Lippen.

„Fliege zurück. Ich trage meine Strafe. Hier auf dem Tragdeck, dicht am Rumpf, bleibe ich sitzen. Keine Angst! Vorwärts!“ Sie zwang sich zu äußerster Härte, während ihr Herz in kalten Stößen hämmerte unter der Sehnacht nach einem einzigen Wort, nach der einen Frage aus seinem Munde: Warum hast Du das getan? Und dann ihre Antwort: „Ich tat es für Dich.“

Die Frage blieb ungefragt. Die Antwort ungeprochen. In mechanischer Willenslosigkeit ließ Gerlach den Motor anspringen. Sanft hob sich sein Flugzeug von der ruhigen Wasserfläche. Scheu spähte er über den Vorrand hinunter auf die Tragfläche. Sie war leer. Er rief daß Flugzeug herum. Schon weit hinten verschammten ein paar gitternde Ringe auf der öligen Wasserfläche. Ein Rettungsring trieb leer.

Dreimal kreierte das Flugzeug. Nichts. Er gab Höhenfeuer, ohne es zu wollen. Der Motor hämmerte unaufhörlich im Takt der Explosionen: Pflicht ist Pflicht!

Herbstnebel über der Heide

Skizze von Georg Wagnier.

Ein Kranz alter Eichen kühnt schon von weitem über die verblühte Heide herüber den Hof von Söllingen. Unter dem schweren Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel liegt das gedrungene Wohnhaus. Kraftvolles Leben mühte in ihm sein, denn das Tor ist groß und scheint mit erstaunten Augen noch immer auf die Entemwagen zu warten, die doch schon vor Jahren zuletzt durch die Einfahrt rollten. Neu für hundert Stück Vieh könnte unter dem breiten Dach liegen, und doch klagt nur der Herbstwind durch die gebrochenen Scheiben der Bodenfenster. Der Hof ist verlassen. Der Bauer sitzt in Cümburg und dreht die Damen.

Ich kam einst an einem Herbstabend, da der Nebel wie ein weiches Federbett über den Wiesenniederungen lag, nach Söllingen. Der Schaden zerfchnitt die Eichenstämme, das Strohdach wuchs mauerlos aus ihm empor, und das weiche Gewoge verschlang jeden Tag. Ich fürchtete mich fast in der Heide, die ich doch kannte, und ging eilig am Hofe vorbei ins Dorf.

Wohl noch unter dem Eindruck des abendlichen Bildes brachte ich in der „Winde“ das Gespräch auf Söllingen: Warum liegt der Hof verlassen und über? Da erfuhr ich vom alten Küster die Geschichte von August Cordes und Wieke Westermann, die heute auf dem Hofe in Söllingen saßen, hätte nicht in jener Nacht vor zehn Jahren der Nebel getraut wie heute.

Sie kannten sich schon seit langem, wenn sie einander auch nur selten sahen, denn von Söllingen ist es weit nach Bramloh. Zwischen den Wätern aber galt es als abgemacht: „Sie werden ein Paar.“ Und als der alte Westermann auf dem Sterbette lag, schloß er ruhig die Augen: „Du weißt, wohin Du gehörst, Wieke.“ Ein Jahr noch warteten beide. Dann schrieb die alte Bäuerin in Söllingen nach Bramloh: „Nächsten Sonntag haben wir Entree, aber der August meint, Du solltest kommen. Ihr habt genug miteinander zu reden, und ich möchte endlich ins Altenteil.“ Da befaß sich Wieke nicht lange und kam im Zipselanner an, behäbig, rund und gesund wie alle Bäuerinnen auf dem Hofe von Söllingen.

Stief und schmerrlich begann das Fest auf der Heide. Zinkisch lachten die Jungen die Mädchen an.